

4.
Jahrgang
6. Heft

DER

FIGARO

Preis
50
Pfennig
MIT

Wochenend in Luft und Sonne



Das Titelbild stammt aus dem Atelier Mac Walten, Berlin



Amtliches Organ des Pelagianer-Bundes

PAULINE WIESEL

EINE LIEBESHERRIN AUS DEM ALTEN BERLIN

Mit freundlicher Genehmigung des Drei-Masken-Verlages in München aus: Alexander von Gleichens-Rußwurm: Die Lust der Welt. Schöner Frauen Liebe, Macht und Schicksal.

Von der Vogelschau der Geschichte aus stellen wir uns nur schwer den Zauber vor, den Pauline Wiesel auf ihre Zeitgenossen ausübte — nicht allein auf die Männerwelt, was ihre Schönheit genugsam erklärt, — sondern auch auf Frauen, wie Madame de Stael und Rahel Varnhagen van Ense, mit der sie intim befreundet war. In beiden Frauen, Pauline und Rahel, verkörpert sich die Eigenart der romantischen Liebe, ihre Sinnlichkeit, ihre Spiritualität und ihr Ausklang.

Pauline Cäsar war die Tochter eines ehrenwerten preussischen Beamten. Ihre ausserordentliche Anmut, Frische und reizvollknospende Ueppigkeit setzte sie schon in früher Jugend allen Gefahren der Verführung aus. Berlin gehörte um die Wende des achtzehnten Jahrhundert zu den lustigen Städten, und die leichtlebige Jugend genoss den Tag, ohne sich durch die oft einfallenden Schrecken der Politik im geringsten stören zu lassen.

So fiel Pauline mit sechzehn Jahren einem vornehmen Russen zum Opfer, der ihr Temperament wachküsste und dem sie die träumerische Erinnerung wahrte, die Frauen gern für jene empfinden, der ihnen erster Lehrer in der Liebe wurde. Die Familie des Russen setzte ihr übrigens eine anständige Pension aus, die sie ihr Leben lang regelmässig ausbezahlt erhielt.

Diese Pension war es wohl, die den Erfolg hatte, Pauline trotz ihres leidenden Rufes zu einer begehrten Partie zu machen, und es dauerte nicht lange, so heiratete sie den Kriegsrat Wiesel, als dessen Gattin sie bald Zutritt zu jener Gesellschaft fand, in der sich die Bohême mit der Welt und der Halbwelt mischte.

Kriegsrat Wiesel war eines der grössten Originale in dieser an Originalen wahrlich nicht armen Zeit, ein lebendes Abbild des Goetheschen Mephisto, wie man es sich besser nicht vorstellen kann: lang, mager, die spitze Nase weit vorgestreckt, ein faltiges Gesicht mit grauen, kleinen aber durchdringenden Augen, in denen manchmal ein teuflischer Funke aufblitzte, so schilderte ihn Varnhagen.

Manchmal verschwand er aus dem Gesichtskreis seiner Familie und seiner Bekannten, und man hörte weder, noch sah man etwas von ihm. Unverhofft tauchte er plötzlich auf in Italien, den Niederlanden, auf dem Wiener Kongress, auf den Pariser Strassen, wenn eine politische Aktion im Gange war, überall, „wo die menschliche Komödie bei offenem Vorhang spielte“, und sein unerbittlich zynischer Geist urteilte dann hart und treffend im Sinne seiner alles verachtenden Philosophie.

In die Hände dieses Mannes geriet Pauline, und er machte sich daran, in ihr von Anfang an jeden Zug zur Moralität, jeden blühenden Zweig der Illusionen zu vernichten. Bald liess er sie allein in Berlin und verschwand für lange auf eine seiner rätselhaften Reisen.

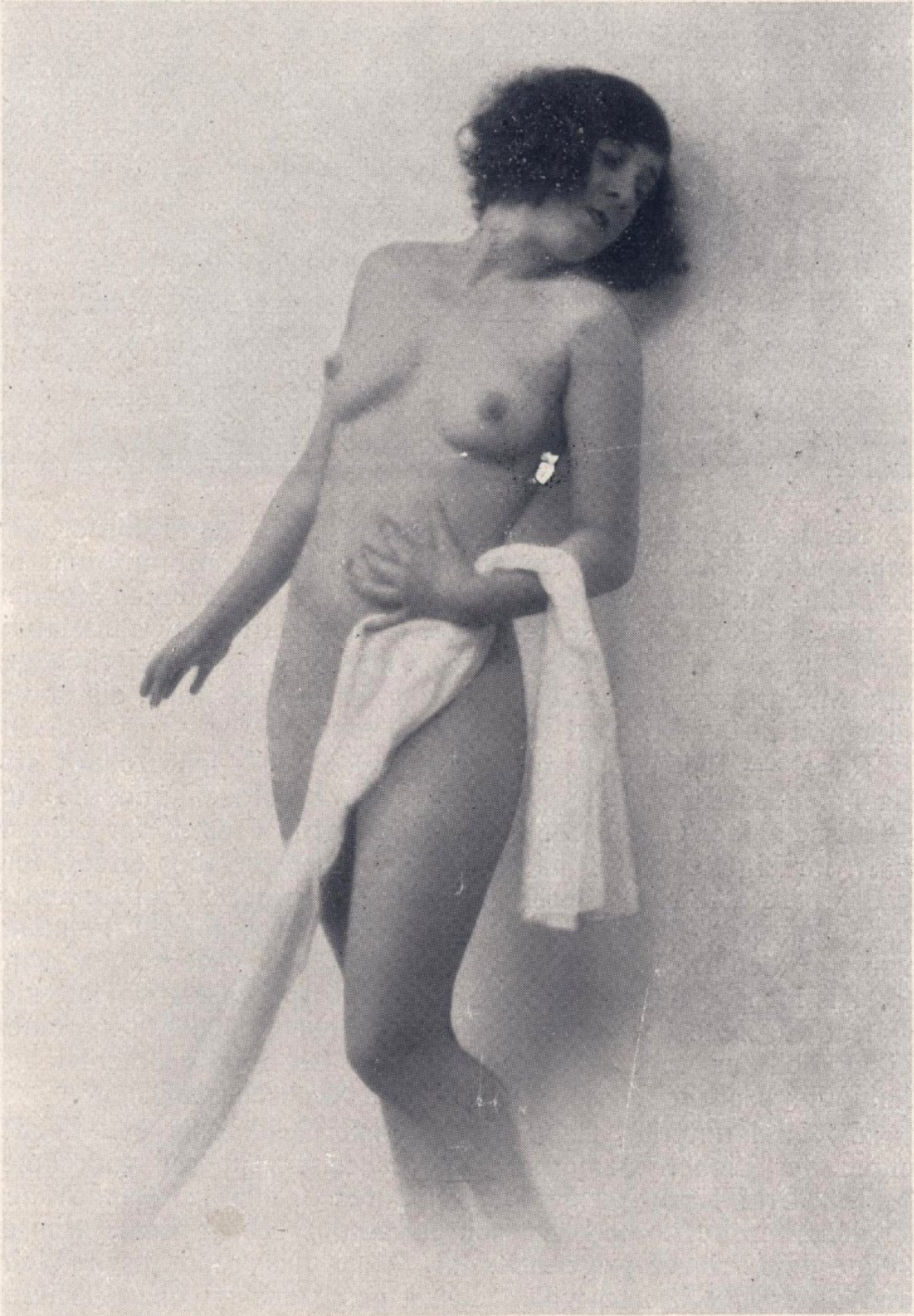
Pauline Wiesel amüsierte sich, wahllos, skrupellos, bis sie eines Abends bei einem Ball der Baronin Grotthus Berlins männlichem Ideal, dem Prinzen Louis Ferdinand, begegnete. Aus dieser flüchtigen Bekanntschaft entstand bald ein inniges Verhältnis, reich an stürmischen Gewittern, reich an sinnlicher Lust, reich an Klatsch und Romantik, die ja unzertrennlich verbunden sind.

Im Salon Rahels trafen sich Prinz und Kriegsrätin wieder, dann öfters, dann im geheimen bei ihr und dann überall, wohin sie der Prinz entbot. Sie präsierte seinen verschwenderischen Festen, sie warf allen Zauber über ihn aus und liess ihn rücksichtslos ihre Launen fühlen . . . die richtige Schülerin ihres Mephisto-Gatten.

Die Geschichte dieser Liebe, deren geheimste Einzelheiten von beiden Seiten stets Rahel anvertraut wurden, ist der ewige Kampf eines leidenschaftlichen, aber überspannten Enthusiasten, den das Schicksal in die Netze eines koketten Frauenzimmers verstrickt. Ihre Schönheit reizt, Bildung und Gemüt waren nicht auf der Stufe des höherstehenden Liebhabers. Es war ein stürmisches Glück, fieberhaft und oft durchsetzt von Bitterkeit, ja manchmal von Ekel.

Melancholisch gesteht Louis Ferdinand einmal: „Ich denke nie an sie, wenn ich an meinem Klavier sitze, in jenen Stunden, wo sich Hirn und Herz begeistern.“

Die romantische Liebe wucherte besonders, wenn sie von Schreibtisch zu Schreibtisch ging. Früher schrieben sich Liebende, weil sie sich lieben, sagte jemand in Rahels Salon, als im Gespräch die romantischen Gefühle der Zeit erörtert wurden, „heute lieben sie sich nur, um einander schreiben zu können.“



Stodie

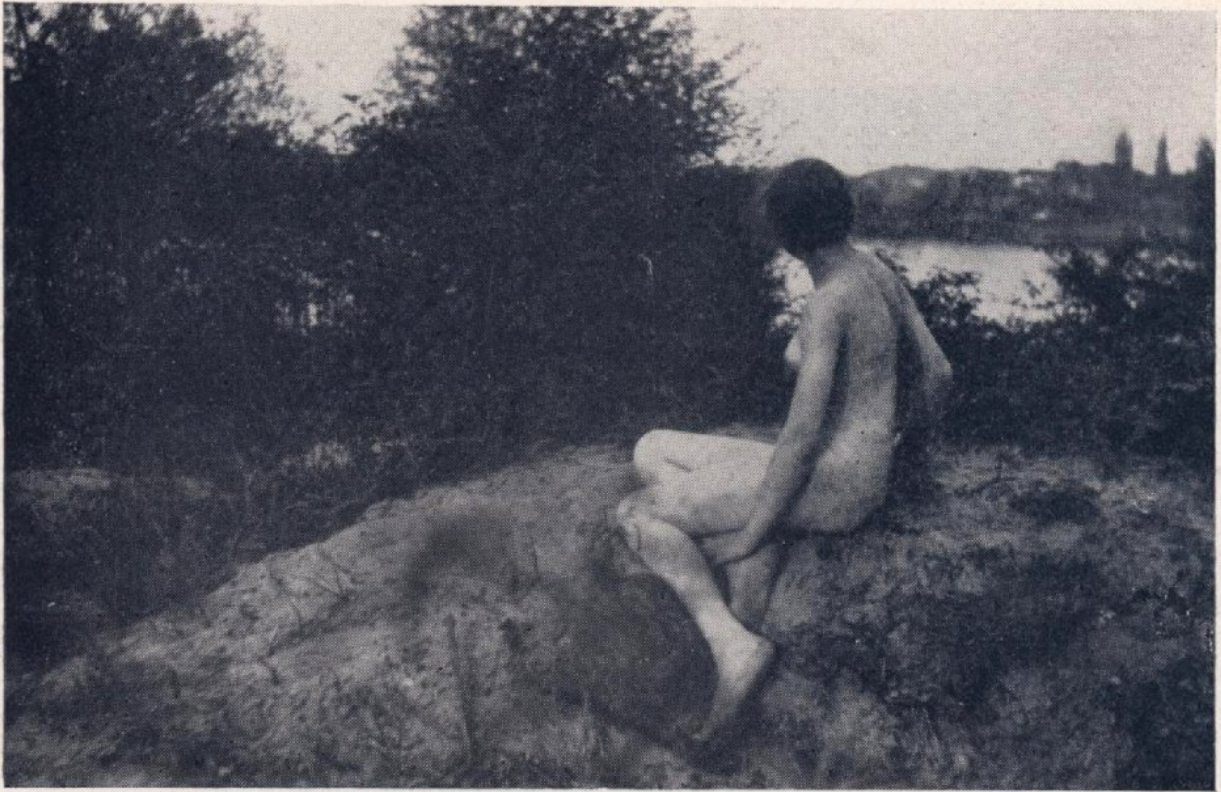
Phot. Mac Wallen

Da lachten Louis Ferdinand und Pauline einander zu, sie wussten, dass ihr Verhältnis anders geartet sei, und die Vertraute war der gleichen Meinung. Aber sie schrieben sich trotzdem lange Briefe, wenn der Prinz auf militärischen Kommandos abwesend war. Eine bezeichnende Stelle lautet: „Ich sagte es Dir, Einzige, in meinem letzten Brief, dass ich Dich, alles an Dir liebe, weil ich Dich an bete, also jede Aeusserung Deiner Leidenschaft, jede Beglaubigung derselben ist mir teuer, weil es (mir) Deine Liebe beweist und diese mein höchstes Gut, ja mein einziges Glück ist! Nur haben die Szenen oder das sogenannte Quälen das Ueble, Seelens-Pauline, mich furchtsam gegen Dich zu machen, und noch mehr, sie schrecken alles schöne, grössere Gefühl in mir und in der Gegenwirkung auch in Dir zurück! Dabei ist das eigentlich Ueble, dass, anstatt unbefangen mir zu sagen, was Dich kränkt, Du von etwas anderem ausgehst und alsdann Deinen Zorn ausschüttest mit desto grösserem Missbehagen, da durch diesen Ausbruch Du nicht einmal Deinem Herzen eigentlich Luft gemacht. Pauline, liebe Pauline, traue mir, traue meiner unbegrenzten Liebe“.

Sie traute nicht, sie war eifersüchtig, sie stand hinter den Vorhängen, wenn er im Regen vor ihren Fenstern auf und ab ging, ohne ihn einzulassen, und sie vergiftete die seltenen Stunden des reinen Glücks, die er auskosten wollte, mit Zank und launischen Wünschen. Und doch trug er ihr Bild — eine zierlich gemalte Miniature — auf seinem Herzen, er trug es noch, als er den Heldentod in der Schlacht bei Saalfeld fand.

Rahel — damals unvermählt Rahel Levin — hörte mit still teilnehmender Empfindung die Klagen des Prinzen und die Geständnisse seiner Geliebten. Sie wusste Rat in Fragen der Leidenschaft, ihr eigenes Herz hatte schwere Enttäuschung erlebt, und diese grosse „Anempfinderin“, wie sie ihr späterer Gatte nannte, wurde von den Freunden die „Deutsche Lespinasse“ genannt, nachdem die Briefe der Freundin Alemberts Modebuch wurden. Als ihr Karoline von Humboldt davon sprach, antwortete sie: „Weisst du, liebe Freundin, dass diese Liebesgeschichte nur einen kleinen Teil der Konvulsionen enthält, die ich durchgemacht habe? Nimm die Wahrheit, meine Briefe sind viel schrecklicher“.

Zweimal unterlag Rahel nach ihrem Geständnis den Forderungen der Liebe. Das erstemal war es ein junger vornehmer Elegant, Graf Karl von Finkenstein, der das Herz des schönen Mädchens eroberte und sie seine Launen fühlen liess, wie es Pauline dem Prinzen gegenüber tat. Auch diese romantische Liebe stand unter Gewitterschwüle, ein ewiges Haschen und Verlieren herrschte darin, und schliesslich blieb von allem Flackerfeuer nichts übrig als ein Bündel Briefe. Von Rastatt aus schrieb der Graf (30. Mai 1798): „Jetzt weiss ich, was eigentlich die Entfernung Hässliches für ein Paar liebende, empfindliche Menschen hat, warum der Briefwechsel so ein erbärmlicher Ersatz für das



Fern — die Stadt!

Phot. K . . .

Beisammensein ist bei Menschen, in deren Herzen etwas lebt, das mehr ist als all das Leben um sie her in der Welt; in wie verschiedenen Stimmungen schreibt man den Brief, in wie anderen, ganz entgegengesetzten erhält ihn und beantwortet ihn der andere; wie leicht kann der andere etwas bitter empfinden, das ihm eigentlich Freude gemacht hat! Ich weiss gewiss, ich hätte alle meine Kartenhäuser vor Dir aufführen können, wenn ich bei Dir sass, den Arm um Dich geschlungen, wenn Du in meinen Augen lesen könntest, wie mir dabei ums Herze war, und meiner Phantasie noch viel tollere Sprünge erlauben dürfen, Du hättest Deine Freude daran gehabt, hättest mich ein Kind genannt, mir die Worte von den Lippen geküsst, denn Du hättest auch dies für einen Beweis meiner Liebe nehmen müssen, anstatt dass Du jetzt an meiner Liebe zweifelst und glaubst, dass ich um mich her in der Welt, in der Natur nach Gefühlen hasche, um mein Herz zu bewegen, weil in mir keine Liebe für Dich lebt.“

Als Finkenstein sich verloben wollte oder musste, ging das Verhältnis unter Donner und Blitz leidenschaftlicher Briefe auseinander. In einem der letzten Briefe schrieb Rahel: „Kennst Du meine Seele! Den Kelch, den mir mein Gott reicht, ich will ihn leeren; selbst nur nehm ich ihn nicht wieder. Ich habe tief in Deine Seele gesehen, und jedes Wort von Dir senkt sich tief in die meinige, jede leise Zuckung Deines Herzens weiss ich zu deuten . . . Ich will Dich ermahnen, mich nicht so unglücklich zu machen, als es Dir möglich ist.“



Studie

Phot. Atelier Baruch, Berlin

Vier Jahre später — die Freundschaft mit der launisch verliebten, nur sinnlich angelegten Pauline stand in höchster Blüte. — war Rahel von ihrer grossen Leidenschaft getröstet und, angesteckt von all dem Liebeln und Lieben um sie her, erlebte sie den zweiten Herzensroman. Der erste Liebhaber war blond, zart und schlank gewesen, der zweite war schwarz und derb, ein Spanier, wie bei Fräulein von Lespinasse. Er hiess Don Raphael d'Urquijo und kam als spanischer Legationssekretär nach Berlin, ein Baske, der sein langes schwarzes Haar noch im Zopf trug, ein Römerkopf mit energischen Zügen. Hier wurde Pauline Wiesel Rahels Vertraute. Nicht lange dauerte die Zeit des glühenden Glücks; Scham, Eifersucht, Verzweiflung rissen die Liebenden auseinander. Als der Bruch geschehen war, wurde sich Rahel klar und schrieb: „Vorgestern las ich einen enormen Pack meiner Briefe an Urquijo. Allwaltender Gott! Da kann man sehen, wie tief der Mensch sinken kann . . . Wenn ich Dir diese Briefe zeige — wie ich es mir vorgenommen habe — so kann ich nichts Niedrigeres mehr von mir zeigen. Ein zähes Festhalten. Ein ekelhaftes Nachgeben. Ein Beugen, Beugen und Beugen mit einem widrigen Lächeln dabei.“ Und in ihrem Tagebuch bekannte sie: „Wahr ist, dass ich ein Bild für meine Sinne fand, mein Herz für ewig zu ihm schleuderte.“

Pauline Wiesel tröstete sich rasch nach dem Heldentod ihres Geliebten. Rahel weinte dem Spanier lange nach, tief erschüttert von der Begegnung, die sie mit ihm ein Jahr später zufällig in Prag erlebte. Es war im Herbst 1813, als sie ins Bad nach Teplitz reiste, da trat ihr auf der Landstrasse ein Vagabund in Lumpen entgegen und bat sie um Hilfe. Es war Urquijo, den Spanien entlassen und verbannt hatte. Sie suchte sich für ihn zu verwenden; ein liebendes Herz, meinte sie, lässt sich nicht erschöpfen. Mit diesem seltsamen Zusammentreffen endete Rahels Roman, um bald darauf in die Ehe mit Varnhagen van Ense überzugehen, einem Diplomaten, der ungefähr zwölf Jahre jünger war als sie. Auch Pauline Wiesel suchte nach Versorgung. Man erzählte, die Herzensfreundin des Helden von Saalfeld habe sich, während Berlin von französischen Truppen besetzt war, nicht schlecht mit den fremden Offizieren vertragen, jedenfalls findet man ihre Spuren einige Jahre später in Paris, wo sie zunächst versuchte, den Bräutigam ihrer Freundin Varnhagen, der dort an der Gesandtschaft beschäftigt war, ins Garn zu locken. Es misslang ihr, Varnhagen verlangte mehr als sinnliches Glück, ihn hielt der geistige Zauber fest, den Rahel um sich verbreitete.

Aber Pauline fand schliesslich, was sie begehrte. Die Nachricht, dass Kriegsrat Wiesel irgendwo in der Fremde verstorben war, machte sie frei, und sie heiratete nun einen verabschiedeten französischen Offizier, den Kapitän Vincent, in dessen Häuschen mit kleinem Garten sie ein behagliches Alter fand.



Frau v. St.

Phot. Mac Walten

Es ist seltsam, aber nicht zu leugnen, die Romantik grenzt hart an die Spiessbürgerlichkeit, und die grossen Liebesherrinnen, die unter dem Zauber der blauen Blume lebten, endeten zumeist in bescheidenem hausfraulichem Behagen. In Saint-Germain-en-Laye sass die immer noch schöne Pauline Wiesel am Fenster und genoss ihre Spiessbürgerlichkeit, sie, deren Liebe das Ideal des schönsten und geistvollsten Helden gewesen, und zu der Frau von Stael das berühmte Wort gesprochen hatte: „Ich würde meinen ganzen literarischen Ruhm hingeben für eine Woche Ihres Liebesglücks.“

Die seltsame Freundschaft, die Pauline und Rahel verband, hat letztere auf ihre romantisch geistvolle Weise zu erklären versucht, als ihr Gatte Varnhagen sich darüber wunderte. Sie meinte, dass die Natur aus beiden Frauen eine einzige hätte machen sollen. Ein ungünstiges Geschick habe sie geteilt: „Ich war ihr wertvoll durch die Talente, die ich empfang und die ihr fehlten, und sie stellte in meinen Augen das Glück der Erfüllung dar, dessen Erleben mir versagt blieb. Pauline ist das Frauenideal, wie es die Männer wünschen und verdienen.“



DIE TOLLLEN STREICHE DES JUNGEN REMBRANDT

JEAN DE FOREST

(7. Fortsetzung)

Andernmorgens machte Peter sich früh auf die Beine, eine neue Stellung zu suchen. Vor der Stadt kam er an einem Kloster vorbei. Vielleicht kann man dich hier gebrauchen, kam ihm in den Sinn, und kurz entschlossen läutet er, und fragt den Bruder Pfortner, ob im Kloster für ihn vielleicht Arbeit zu finden wäre.

Der Torwächter geleitete ihn zum Abt, der an dem frischen, aufgeweckten Burschen Gefallen fand und ihn schliesslich frug, ob er sich nicht ganz dem Klosterleben widmen wolle. Peter, der von den dickbäuchigen Mönchen nicht zu Unrecht auf gute Mahlzeiten und gesegnete Ruhe schloss, sagte vorerst einmal freudig zu.

Er wurde als Laienbruder aufgenommen und in die Kutte gesteckt. Dann wurde ihm aufgegeben, den Gemüsegarten des Klosters gewissenhaft zu besorgen. Gemüse pflanzen, Unkraut jäten und was derlei Beschäftigungen mehr waren.

Allwöchentlich einmal pilgerte Bruder Peter nach Amsterdam, um die überschüssigen Erzeugnisse des Gartens auf dem Markt zu verkaufen.

Hier erschien schon seit geraumer Zeit an seinem Stand eine dralle Magd, die sich Hendrikje nannte und ihm immer den grössten Teil seines Gemüselagers abkaufte.

Mit der Zeit entwickelte sich zwischen den beiden ein recht lustiges Verhältnis. Sobald es zu dunkeln anfang, stieg Mönch Peter über die Klostermauer, und unterhielt sich mit der Magd in dem nahen Kornfeld. Die gymnastischen Uebungen, die Peter damals bei Marieen kennen gelernt, glaubte er bei seiner grossen Neigung zur Wissenschaft, auch Hendrikje nicht vorenthalten zu dürfen.

Eines Abends nun erging sich Meister Rembrandt vor den Toren der Stadt und sah im Dämmerlicht einen Mönch mit zufriedener Miene die Wiese besprengen.

Rembrandt, in solchen Dingen erfahren, glaubte, dieser Ouvertüre könne leicht ein lustiges Stück folgen. Er begleitete den Mönch mit seinen Blicken, und richtig! der fromme Mann ging in das Roggenfeld

Rembrandt trat in Amsterdamer Kleinstadtneugier hinter ein nahes Gebüsch, um zu sehen, wieso der fromme Mann in so später Stunde landwirtschaftliche Studien treibe.

Wie überrascht war er aber nach kurzer Weile, als er sah, dass die nächtliche Liebe des Mönches zu Gottes Natur seiner Magd Hendrikje gelte.

Als er ihr anderntags darüber Vorwürfe machte, weinte sie ihrem Herrn zwar etwas vor, brachte es aber durch Schmeicheleien so weit, dass Rembrandt den Peter sogar als Diener aufnahm.

Da entwich Peter heimlich aus seinem Kloster und warf sich der Arbeit bei seinem neuen Herrn und seiner Geliebten in die Arme.

Bald erwarb sich Peter das volle Vertrauen Rembrandts, der den immer lustigen Burschen gerne um sich hatte. Selbst gegen dessen manchmal recht derbe Spässe blieb der grosse Künstler nachsichtig.

So pflegte sich Peter an jedem Monatsende auf Kosten des Malers einen Witz zu leisten, auf den der Angeführte merkwürdigerweise immer wieder hereinfiel.

An Rembrandt konnte man nämlich schon seit seiner frühesten Kindheit eine ängstliche Sparsamkeit bemerken, die sich später zu einem regelrechten Geiz steigerte.

Peter, der unter diesem Geiz natürlich auch zu leiden hatte, rächte sich nun dadurch, dass er auf die Türschwellen Stüber malte, kleine Geldstücke, die einen Wert von 15 oder 16 Pfennigen hatten.

Rembrandt, des Glaubens ein Geldstück zu finden, soll sich nach diesen Trugbildern immer wieder vergeblich gebückt haben.

Rembrandt pflegte alljährlich auf das Landgut seines Freundes Jan Six zu fahren. So auch im Jahre 1640.

Kurz vorher wollte er noch eine Radierung von „Josef und Potiphar“ beenden. Für die Potiphar hatte er sich als Modell ein Weib ausersehen, das im Dirnenviertel von Amsterdam hauste.

Peter bekam Auftrag, die Dame Lola, so hiess jenes Flittchen, für den nächsten Morgen ins Atelier zu bestellen. Er machte sich auf den Weg und fand auch die ältliche Kokotte auf einem wackligen Divan liegend vor. Sie sprang aber sofort auf, als sie Peter gewahr wurde, griff ihn bei den Pluderhosen und zog ihn zu sich, in der Meinung, ein guter Kunde habe sich zu ihr verirrt. Erst als sie den Grund seines Besuchs erfuhr, liess sie Peter los und entschuldigte sich alsdann in der dummsten Weise.

Aber Peter liess sie erst garnicht zu Worte kommen, hatte er sich doch schon überlegt, wie er dem alten Weibsstück einen Schabernack spielen könnte. Er näherte sich ihr also unverblümt, worauf sie ihn sogleich frug, ob er ihr nicht vorher etwas Niesspulver schenken wolle.

So ein Pulver war nämlich zu jener Zeit bei den Damen modern geworden und soll besonders bei älteren Semestern Liebesfrische ausgelöst haben.

Peter erklärte der Holden, er besitze leider nur echtes Pariser Pulver, das nicht, wie die bisher gebräuchliche Art eingeatmet werde, sondern mit Wasser zu trinken sei. Dafür aber auch die vielfache Wirkung des gewöhnlichen Niesspulvers habe.

Bereitwilligst machte er Lola ein Glas mit diesem Pulver zurecht. Das Weib griff mit gierigen Händen danach und schüttete sich das Zeug mit einem Zug in den Hals — — —

Aber Peter hatte schon die Türklinke in der Hand und sah nur noch, wie Lola sich rücklings auf das Sofa warf.

Mehrere Tage vergingen über dieses Erlebnis und der fünfte fand Rembrandt nebst Diener bereits draussen in der Sommerfrische.

Da geschah es eines Tages, als der Gutsherr sich mit seinem Gast zu Tisch gesetzt hatte, dass man das Fehlen des von Rembrandt sehr geschätzten Senfs bemerkte. Es gab fettes Schweinefleisch, und da im ganzen Hause kein Besänftigungsmittel vorhanden war, wurde Peter beauftragt, das Fehlende eiligst aus dem Dorfe herbeizuschaffen.



Wasserblumen

Pho'. K . . .

Der Diener machte sich auf den Weg. Die Herren sahen ihn durch den Garten laufen und in die Dorfchaussee einbiegen.

Man wartete, aber Peter kam und kam nicht wieder.

Jan Six hatte sich bald verärgert an das Fenster gesetzt, während Rembrandt im Zimmer auf und ab ging. Plötzlich blieb er stehen, da ein Geräusch aus dem Nebenzimmer seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Das knarrte und stöhnte, schwirrte und girrte wie in dem Muschelkuschelneste zweier Verliebten.

(Fortsetzung Seite 26)



Photogr. Gemälde

Phot. Dr. St.

FIGAROS TRIBÜNE

TANZ UND EROTIK

Rudolf von Delius, den man getrost den geistreichsten Plauderer unserer Zeit nennen darf, hat im Delphin-Verlag in München ein neues Buch erscheinen lassen: *Tanz und Erotik*. Mein Versuch, dies herrliche Werk einer kritischen Würdigung zu unterziehen, ist in den ersten Zeilen stecken geblieben. Es übersteigt meine Kraft, den Zauber und Klang dieser geistreichen Arbeit in die Form einer Buchbesprechung einzufangen. Mit Erlaubnis des Verlages bringe ich hierunter einige Kostproben und hoffe, daß meine Leser diese zum Anlaß nehmen, sich bei ihrem Buchhändler schleunigst das Buch zu beschaffen. Für jeden freigeistigen Menschen ist es nahezu eine Pflicht, dieses feine, heilige Buch zu lesen.

In Kampfstellung

Die Frau tanzt, weil sie ringt um Persönlichkeit. Aber der gleiche Persönlichkeits-Kampf macht sie auch zur Empörerin gegen den Mann.

Der Mann befahl den Zwang in der Liebe: regelmässig, wenn er es wünscht, hat die Ehefrau sich hinzugeben, ihren Leib zur Verfügung zu stellen: sie hat gesetzlich die Pflicht zur Liebe.

Aber kann man Liebe befehlen, muss sie nicht das freieste, immer neue Geschenk sein? Die Frau will wahr und rein lieben, darum verneint sie die Form der heutigen Ehe.

Die Geschlechter treten auseinander. Es ist Gegensatz, Anspruch, ja Hass, aber doch nur um sich stark zu machen für eine neue tiefere Art Liebe. Die alte Moral zerfällt, aber es keimt suchend, gärend, wollend die Sittlichkeit der Zukunft.

Die Frau weiss plötzlich: sie wurde verraten. Sie wurde verkauft, um ausgebeutet zu werden als Gegenstand möglicher Männerlust. Ihre grosse Liebe wurde in kleine Alltagsmünze umgeprägt; der Staat bestimmt, wie der Ordnung gemäss das Erotische bar bezahlt werden kann.

Ueberall entstehen Tragödien, heimliche schluchzende Tragödien. Die feine Frau wurde verurteilt zum Leiden, zum dumpfen gepressten Verschüttetsein ihres Feuers. Die Sitte wandelte sich in ein scheussliches Grinsen des Gehörigen.

Seht doch diese Frauenaugen an, diese erloschenen, niedergepeitschten. Die Besten schauen weg von all dem, sie drängen sich an das Kind und stellen krampfhaft den Vater vor den Ehemann. Und sie reden sich ein: Wir sind nur für die Kinder da, was liegt an uns, wir sind Opfertiere, die man am Traualtar mit Stricken umwand, deren Flügel man kurz schnitt mit der Schere des Gesetzes.

Aber nun bricht die Empörung los bei den Besten. Sie wollen ihr Herz leuchtend halten, und sie hassen die Versklavung. Langsam und mit Mühe versuchen sie aus der engen Entwicklung ihre echten bunten Schwingen zu entfalten, um fliegen zu können in ihre Sonne.

Die Meisten sehen noch nicht, um was es geht. Sie behängen ihren Körper mit Schmuck, sie verzieren sich, um zu gefallen. Aber das ist Schminke des Seelentodes. Die nur mit dem „schönen“ Fleische die Geschlechtsgier des Mannes anreizende Frau ist die sich selbst Verurteilende zu ewiger Minderwertigkeit und Schmach. Eine solche stellt sich auf gleiche Stufe mit Rauschgetränken und Genussmitteln und all jenen Scheinwerten, die nach kurzer Stachelung fade werden zum Erbrechen.

In unserer Grosstadt sehen wir täglich dies grausige Schauspiel, wie die Frau sich selber entehrt und einhüllt mit Schmutz. Und diese bepinselten Modedamen und Larven wagen es auch noch, den Kopf hoch zu tragen und eitelselbstzufrieden sich öffentlich zu zeigen. Sie sollten lieber in die einsame Kammer gehen und weinen über ihr verschleudertes, sinnloses, dummes Dasein.

Aber einige wachen auf. Und es fährt ihnen ein Sturmwind durch die Seele. Aller Plunder wird weggerissen. Sie fliehen nackt in die Natur und suchen zwischen Kräutern und Blumen und in heller Luft nach ihrem versteckten, heiligen Selbst.

Von diesen geht die Bewegung aus, eine Bewegung, die nie ruhen wird. Bis die Lüge zertreten ist, bis der Mann sehen lernt und zu ahnen beginnt, was des Weibes Wesen ist. Dann kann das Seelewachsen anfangen, dann kommt das Kostbarste, Einfache, Zarte, Unvergleichliche ans Licht und in die stolze strahlende Form.

Die freie Frau ist das grosse Ziel. Und die erst wird wahrhaft lieben können: den freien Mann. Denn solange der Mann Egoist und Sklavenhalter und Ausbeuter ist, schlägt er sich selber in Fesseln, verdunkelt er sich den eigenen Blick für das Schönste.

So wird die tapfere neue Frau auch den Mann erlösen aus seinem Lüstegefängnis, das er sich in wahnsinniger Verblendung rings auftürmte.

Der böse Blick

Zunächst freilich tritt das Negative hässlich hervor. Die zerüttete Ehe ist heute eine Alltagserscheinung. Sie zerbricht in Stücke, der schwache Lügenkitt löst sich und nun stehen zwei Menschen gegeneinander voll Wut, sich zu rächen — an ihrem eigenen voreilig — flachen Tun.

Sie heirateten falsch, sie konnten nicht wählen und werten. Sie schoben schlaue Unwesentliche vor, um sich selbst gegenüber eine Entschuldigung für diesen Frevel zu haben: Körperschönheit, Geld, Stand, Eleganz und manches andere. Und jetzt steigt die Rache auf aus der Tiefe des verletzten Menschenwesens.

Die Ehegatten fahren auf einander los; verbeissen sich, beschimpfen sich, suchen sich gegenseitig niederzutreten. Denn

es bleibt ja nur eine Möglichkeit, solche Ehe überhaupt noch zu halten: einer muss herunter auf die Knie und der andere muss dauernd seinen Fuss auf den Nacken des Besiegten stemmen. Dann ist nach aussen hin wieder Zusammenschluss vorgetäuscht.

So bricht also der Kampf um die Herrschaft aus. Um sich ethisch zu rüsten und zu rechtfertigen für den Kampf, bildet sich jeder ein, er sei dem andern unendlich überlegen. Der andere sei minderwertig. Jeder schraubt sich selber gewaltsam und krampfhaft empor, um auf den Gegner herabsehen zu dürfen, um das Recht zu haben zur Erniedrigung.

Der Mann in seiner abstrakten Schulmeisterart doziert, wie die wahre Frau sein soll (natürlich die vom Männerwillen gewünschte), und nun verwirft er Paragraph für Paragraph seine Gattin. Sie entspricht nicht dem Modell, das offiziell anerkannt ist.

Und die Frau nimmt ihre ganze listige Scharfsichtigkeit zu Rate und beweist die Plumpheit und Roheit, ja Dummheit des Mannes. Jeder fühlt sich überlegen, jeder ist Richter und im vollen Recht. Der hassende Zank kann nicht wieder enden.

Das Auge verändert sich auf beiden Seiten. Mann und Frau bekommen den bösen Blick füreinander. Was früher nur ein kleiner unwichtiger Fehler war, wird herausgezerrt und phantastisch vergrössert. Der Fehler überwächst das ganze Bild. Und die guten Seiten werden nicht mehr gesehen, am Ende waren sie nur Verstellungen und Listen.

Eigenschaften, die nicht anerkannt werden, pflegen aber dadurch zu verkümmern. So schafft der böse Blick immer neue Fehler. Bis schliesslich jeder dem anderen ein Teufel wird — und die bekannte Hölle ist da.

Wo bleibt der Himmel der jungen Liebe? Wir dürfen mit diesen typischen Gatten von heute nicht allzuviel Mitleid haben. Aus falschgelegtem Fundament kann nur Schiefes wachsen. Der Ehebau bricht meistens von innen her zusammen. Unwahr und unreinlich war auch schon der Anfang, aber er wurde überkleistert mit Goldpapier-Phrasen.

Darum haben die feinsten Frauen heute Abneigung gegen die Ehe, da sie fühlen: Ich bin noch nicht fertig und wenn ich hier eintrete, schlägt man die Türe zu, mein Geistes-Rückgrat wird zerbrochen, ich kann niemals den hohen Weg der Persönlichkeit zu Ende gehen.

Der beste Spruch gegen solche Ehewirrnis lautet: Lernt wählen und werten! Diese wichtigste Kunst wird nirgends gelehrt. Man stolpert drauf los, von Aussenreizen konfus hin und her gerissen. Und dann entlarvt sich langsam ein Ungeheuer aus der Umarmung. Man fühlt sich betrogen. Aber man betrog sich selbst. Doch das sieht niemand gern ein, darum wendet man alle Klugheit an, dem anderen die ganze Schuld aufzubürden: der böse Blick beginnt seine ruhelose, zähe, satanische Tätigkeit. Und der dumme Ueberlegenheitswahn gibt vor dem Verstande Gutachten und volle Erlaubnis.

MYRTE UND GRANATE AM MEER

Mit Genehmigung des Verlages Leopold Klotz
in Gotha aus dem neuen Werk von Paul Th.
Hoffmann: Die Visionen des Suchenden.

Sie aber schritten zur nächsten Erscheinung, die unbekannt wie ein dunkler Turm sich vor Ihnen erhob. Und als sie sich ihr nahten, ergoss sich abermals von oben ein heller Lichtstrahl und überflutete die ganze Gestalt.

Ein schönes schlankgliedriges Weib ragte in voller Nacktheit auf einem goldenen Sitze. Ihre Haut war hell und licht wie der Schaum der Meereswogenkämme am Morgen. Ihre Brüste waren zart und knospend und ihr Körper jungfräulich straff und fest, als sei sie ein Modell gewesen für die keuschen Maler Umbriens, die vor Rafael dort die Madonna malten. Ihre Augen hatten den feuchten Schimmer und ihre Stirn die alabasterne Reinheit, die nur Botticelli seinen Engeln in Farbe und Linie hat einhauchen können. Aber die ganze Gestalt liess doch zugleich die leise Fülle ahnen, die nur das erwachte, das von der Liebe durchdrungene Weib zu bieten vermag; die Fülle der Hingabe und der Brunst. Sie schien, das irdische Auge überwältigend, Wonnen der Liebe zu verheissen, die den sterblichen über jene Sphäre hinausführen, in denen er lieben und leben kann. Die Göttin senkte das Haupt leicht hinab und sprach:

„Ihr kennt mich, ich bin Aphrodite, die Göttin der Liebe, und mein ist alles, was Himmel und Erde umfasst.

Ich scheine euch überall, auf dem Meer, am Strande, auf den Matten eurer Höhen und Berge, und selbst im höchsten Felsgeröll zwischen Schnee und sprudelnden Flüssen grüsse ich euch als zarte blaue Blume, wo nur ein Fleckchen Erde von der wärmenden Sonne enthüllt ward. Ihr könnt mich überall sehen. Je stumpfer, je schwächer eure Sinne freilich, desto mehr zieht ihr das schützende Bild herab, das euch meine Götterkraft vermittelt. Wie wenig bin ich dann noch in dem armseligen Bilde, daran ihr euch erfreut, das ihr für Lust haltet!

Aber wer von euch jemals durch erwärmte südliche Meeresbuchten schwamm, wer auf dem weissen Sand des Strandes die zärtlichen Wellen an seinen Leib heranfluten liess, wer die warme Feuchte des Wassers wohligh empfand, wer mich sah, schaumgekrönt, wann am herrlichen Morgen der Sonnengott mich in meinem blauen Gewande umarmte, wer mich sah, gold- und juwelengeziert, wenn ich am gelbopalenen Abend den grossen Frieden der Nacht nach heissem Feuerfest des Tages gelassen erwartete, wer mich so sah — ach Freunde, errietet ihr jemals hinter diesen Bildern mich ganz? Mich die Schaumgeborene, die Göttin der schaffenden, nährenden Liebe?

Saht ihr die blühende glühende Rose? Die silberzarte Myrte? Den duftenden festen Apfel, den eure Dichter gern jungen Mädchenbrüsten vergleichen? Die leuchtenden kleinen Kugeln des Granatbaumes? Saht ihr sie? Einst ehrte Griechenland in diesen Blumen und Früchten mich, die Göttin der stillen, schöpferischen zur Reife führenden Schönheit. Aber noch heute, wo ein Mädchen zur Rose sich niederneigt, die ihr der Liebste schenkte, wo Eva dem Adam den schönsten Apfel reicht, wo Myrte hold das braune Haar der Braut durchduftet, wo der Granatfruchtbaum am warmen stillen Herbsttag in Gold und Rot zwischen dunklem Blättergrün aufflammt, noch heute spürt ihr meinen, Aphrodites Odem in diesen lieblichen Geschenken der Natur; noch heute bin ich bei euch alle Tage, so oft euch Rosen, Myrten und Granaten Freude bereiten.

Saht ihr nicht oft den Himmel in verheissungsvollem milchig-silbernem Lichte des Frühlings, in warmer, blauer Mütterlichkeit des kornfelddurchdufteten Sommertags; in der kristallinen Stille eines reifen Oktobers, da alles erfüllt und bereit ist zur grossen Ernte, wie die Trauben, die voll und schwer am Weinstock hängen? Saht ihr nicht den Glanz meines Lächelns, die Helle meines Gesichtes in Feld und Flur schimmern — und doch: selbst dieses Gesicht ist nur ein Gleichnis, ein Schimmer von dem Schimmer, der euch noch unerreichbar ist.

Aber am schönsten erschien ich euch in den Gestalten euresgleichen. Oft saht ihr schöne Menschen an euch vorüberschreiten, oft erfüllten sie euch mit seligem Verlangen. Dann war ich euch in ihnen nahe. Doch zuweilen geschah es, und dies war wohl nur selten, nur alle paar Jahre der Fall, dass euch ein Mensch begegnete, der so schön war, dass ihr fast vor ihm erschraket, dass ihr zittertet, wenn ihr in seine Nähe kamet, dass ihr fühltet, hier offenbare sich euch der Schönheit schönstes Werben. Seht, dann war ich euch am allernächsten. Ich aber geleitete euch durch das Land eurer Liebe:

Als du von der Geliebten den ersten Händedruck empfindest und es dich in seligen Schauern überrann, war ich es, die durch deine Seligkeit geehrt ward.

Als sich zum ersten Male eure Lippen näherten und zwischen Mund und Mund das Glück einer ganzen Welt zu zittern schien, war ich es, die ihre Zauberkreise um euch schwang.

Als in der ersten hohen Nacht Körper sich auf Körper stürzte, Seele in Seele ertrank, als alle Sterne ihre goldenen Pfeile auf das Pfühl eurer Liebe herabschossen, war ich es, die ihr in der Vermählung ehrtet, die euch in sich erhöhte.

Als dann der Leidenschaften Glutenrausch besänftigt in stille gütige Liebe sich wandelte, da ihr des Abends Seite an Seite entschliefet, euch bei den Händen haltend und der Frieden

ruhigen Gewährens und Nehmens euch, die Schlummernden übergoss, war ich es, die des Friedens mondsilberne Schalen über euch ausströmen liess.“

Da die Göttin aber das sagte, gewahrten die drei plötzlich auf ihrer Stirn einen Reif aus tiefblauen Saphiren, und über diese Steine zog sich in Diamantschrift der Name: Aphrodite Urania.

„Die Liebe zwingt alles,“ fuhr die Göttin fort; „sie macht auch die heiligen Bande der Gemeinsamkeiten erst zur Freude; sie macht, dass die Ehe eine Quelle des Glückes und des Friedens werde; und sie macht, dass die Gemeinwesen zu frohen Gemeinschaften heranwachsen können.

Wo Eltern stolz sich zeigen können, umblüht von hochgewachsenen Söhnen und Töchtern, wo Männer im Rat der Volksversammlung Rede stehen, mit klarer Stirn und unbeirrtem Willen, weil der feste Grund ihres Heimes ihnen selbst Sicherheit, Ruhe und Mut verleiht, wo Gedeih im Handel, Wohlstand und gute Sitte sich entfalten, da sind es Bilder, aus denen meine Kraft euch entgegenwächst.

Doch freilich, damit sich auch diese holde Ordnung nicht in blosses Behagen, in sattes Geniessen, in faules Hindämmern wandle, lass ich euch auch den glühenden, dämonischen Geist spüren, der meines Wesens zweite Hälfte ist. Er ist ihm unentbehrlich wie das Böse für das Gute, wie der Teufel, der den Menschen zu Gott führt.

Fühltest du je die heilige Wut der Liebe, die göttliche Raserie der Sinne, warest du je gejagt und aufgepeitscht, erfüllt vom Verlangen rasender Gier? Stürzte es über dich wie blutrote Rosengluten? Ersticktest du schon mit Wollust im blühenden Fleisch? Ermattetest du zuletzt wie der Schwimmer im Meer, der nirgends Strand sieht, und war das Ertrinken in den Wellen der Liebe nicht ein letztes seliges Vergehen und Vergessen?

Man nennt mich Aphrodite, die dem Meer Entstiegene. Wahrlich, ich bin wie das Meer.

Wie das Meer kann ich alle Stürme, Wogen und Winde tragen, kann schäumende Gischt himmelaufwerfen, kann alle Leidenschaften, Düsternisse, Nebelschwaden durch meine Visionen tanzen lassen und bin doch wie das Meer auf seinem Grund ruhevoll und ewigdauernd in mir selbst.

Wie das Meer allen Schmutz der Flüsse, alle unreine Not eures Landes aufnimmt, und weil es so unermesslich ist, trotzdem rein bleibt, so kann auch ich eure Unreinheit immerdar entschöhnen. Lasst eure Liebe nur so gross, so weit, so tief sein wie das Meer, wie ich, seine Göttin bin, und eure Liebe wird alles rechtfertigen.“

Also sprach Aphrodite, die Göttin, und hiess uns freundlich weiter schreiten. Sie erhob ihr Antlitz wieder und die Diamantschrift auf dem Saphirband ihrer Stirne hatte sich jetzt verwandelt; „Aphrodite pandemos“ stand darauf zu lesen.

Dr. Perci Hall in London. In Brighton auf dem Kongress für öffentliche Gesundheitspflege verkündest du in einer sehr schönen und klugen Rede: „Noch niemals ist das schwache Geschlecht so gesund und so anziehend gewesen, wie gegenwärtig. Vor einer Generation noch war die Frau von 40 Jahren eine alte Dame, die mit einem Stapel von Flanellröcken angetan war und die sich ein dickes Tuch um die Schultern legte, wenn irgendwo das Fenster etwas aufstand und es „zog“. Gegenwärtig gleicht die Frau von 40 einer von 20, sie spielt Golf und Tennis am Tage und jazzt bis tief in die Nacht hinein und doch ist sie des Morgens die erste am Frühstückstisch. Sie ist sowohl körperlich wie geistig emanzipiert und scheint das wirkliche Elixier der ewigen Jugend gefunden zu haben. Sie hat einfach ihre überflüssigen Kleider abgeworfen und ihre Haut in Seide gehüllt. Kurze Röcke und ausgeschnittene Blusen setzen ihren Körper instand, mehr Licht und Luft zu bekommen und das hat zur Folge, dass sie Jugend, Schönheit und Gesundheit erhalten hat.“

Hoffentlich ziehen die Frauen aus deiner klugen und mutigen Erkenntnis die weitgehendsten Konsequenzen: Denn besser als kurze Röcke und ausgeschnittene Blusen ist ein völlig kleiderloses Luft-, Licht- und Sonnenbad. Und welche Frau möchte wenigstens ihrer Schönheit zuliebe nicht auf eine überlebte und unsinnige Prüderie verzichten?

*

Katholischer Frauen-Verein, Aachen. Von euch erhielt ich folgende Drucksache:

„Herzliche Bitte!

Für den Lesesaal unseres Jungmädchenheims bitten wir um gütigst kostenlose Ueberlassung von einigen älteren Exemplaren Ihrer Zeitschrift.

Vielen herzlichen Dank im voraus!“

Nun, ich habe immer sehr viel von meinem kleinen „Figaro“ gehalten, aber dass er nun gerade von euch so ausgezeichnet wird, gibt mir zu denken.

*

Ernst Wegener. Du sendest mir diesen hübschen Ehe-Dialog, den du als Angestellter in einem sehr „vornehmen“ Hause mit anhören musstest:

„Ehe du weg gehst, liebe Marianne, möchte ich dir doch andeuten, dass ich genau weiss, wohin . . .“

„Ehe du, mein lieber Viktor, deine Andeutung aussprichst, muss ich dir rund heraus erklären, dass ich auch Augen und Ohren habe . . .“

„Ehe du fortfährst, lass dir gesagt sein, dass dein Benehmen in den letzten Wochen mich geradezu gezwungen hat . . .“

„Ehe ich dich durch mein Benehmen gezwungen habe, bist du zweimal mit Helene gesehen worden . . .“

„Ehe du eine so kühne Behauptung aufstellst, musst du dir klar sein, dass ich über die täglichen Besuche Herrn von Reindorffs in unserer Wohnung durchaus informiert bin . . .“

„Ehe du eine so geschmacklose Andeutung fallen lässt, will ich dir in aller Vertraulichkeit verraten, dass ich genau weiss, von wem das Perlenhalsband, das Helene gestern in der Oper getragen hat, stammt . . .“

„Ehe du verschiedenen Klatschereien nachgehst, wäre es nicht am Platze, die immerhin etwas merkwürdig berührenden Briefe des Herrn von Reindorff zu verbrennen, statt sie in die Lade deines Frisiertisches zu legen . . .“

„Ehe ich dir darauf eine Antwort gebe, bitte mir zu erklären, mit welchem Rechte du meine Lade erbrochen hast . . .“

„Ehe du derartige unpassende Ausdrücke gebrauchst, halte ich dir vor Augen, dass ich dein Gatte bin und mir dieses Recht herausnehmen kann, zumal ich in deiner Lade einen Manschettenknopf suche, den ich in Eile einmal hineingelegt habe.“

„Ehe du in meiner Lade deine Manschettenknöpfe suchst, hättest du mich fragen können. Denn ich habe die Knöpfe weggeräumt.“

„Ehe du die Knöpfe weggeräumt hast, hättest du auch die Briefe des erwähnten Herrn entfernen können. Sie sind zumindest mit dem gleichen Rechte dort nicht am Platze gewesen wie meine Manschettenknöpfe!“

„Ehe du mir Verhaltensmassregeln gibst, kehre vor deiner eigenen Tür.“

„Ehe du ganz grundlos mit unpassenden Sprichwörtern jonglierst, frage ich dich noch einmal: Mit wem hast du die Absicht, dich zu treffen?“

„Ehe du von mir etwas erfährst, kannst du lange warten!“

„Das ist aber stark! Ja — denkst du dir denn unsere Zustände als . . .“

„Ehe? . . . Ja! — Amüsiere dich gut mit Helene!“

„Danke! Und grüsse Herrn von Reindorff von mir!“

*

Liebe Ella. Du bist untröstlich über deinen Liebsten, weil er sich nicht angewöhnen will, dich artig rechts gehen zu lassen! Geh mit ihm nach Holland, da ist es Sitte, dass unverheiratete Damen stets an der rechten Seite eines Herrn, verheiratete jedoch zu dessen linker Seite gehen. Wetten, er geht dort rechts?

*

Minna Schulze. Du schreibst dem Standesamt Schöneberg. „Sehr geehrter Herr Standesamt! Ich bitte um die Papiere des Herrn August Sachs. Er ist geboren am 1. Februar 1899 zwecks Trauung mit mir.“

Wenn er schon für dich geboren ist, muss es ja eine zuckersüsse Ehe werden. Herzlichen Glückwunsch!

(Fortsetzung von Seite 15)

Rembrandt ging leise an die Tür und schaute durch das Schlüsselloch. Was er durch die winzige Oeffnung erblickte, war Wasser auf seine Mühle. Er holte schnell sein Skizzenbuch aus der Tasche und warf die Dinge, die sein lachendes Auge da drinnen im Schlafzimmer seines Wirtes erblickte, auf das Papier.

Wieder verging eine Zeit. Längst hatte der Meister die Zeichnung beendet, als Peter pustend und atemlos hereinstürmte.

„Wo bist du denn solange gewesen?“ frug ihn sein Herr.

„Der Händler hat erst im Keller ein neues Senffass anschlagen müssen, und das nahm schrecklich viel Zeit in Anspruch. Er ist nämlich ein grosser Tölpel. Für die lange Wartezeit bringe ich euch aber auch einen Senf von süsser Schärfe,“ log der wackere Diener darauf los.

„Du bist doch ein ganz unverschämter Patron!“ war Rembrandts Erwiderung. „Während du uns hier mit unserem fetten Fleisch kalt werden lässt, erhitzt du das deinige bis zur Siede und lässt ganz einfach deinen Sommerfreuden freien Lauf. Kennst Du vielleicht den da?“

Bei diesen Worten hielt Rembrandt die vorhin angefertigte Zeichnung vor Peters immer grösser werdende Augen, bis der Bursche rot wie ein Puderhahn im Eilmarsch das Zimmer verliess.

Nun zeigte Rembrandt das Blatt auch seinem Freund und Gastgeber.

Doch Jan Six nahm die Sache nicht so glimpflich auf wie Rembrandt. Er wurde furchtbar wütend, griff das Mostrichglas und warf es an die Wand, dass die Scherben, braun umspinnen an den Tapeten hängen blieben, und verliess — „Dass doch unsereins zu alt dazu ist!“ — das Zimmer.

Unglücklicherweise sollte der arme Six noch am gleichen Tage ein ähnliches Abenteuer des Peter mit ansehen.

Er hatte einen weiten Spaziergang gemacht und betrat auf dem Rückwege gerade eine Lichtung, die eine einladende Wiese ausfüllte.

Sein Sinn war längst durch die schöne Natur wieder froh geworden und die heiter weidenden Kühe hier am Waldesrande erfüllten seine arme, alte Seele mit Frieden.

Da bekam er plötzlich einen neuen Stich. Sass da der verflixte Peter auf einem Mooshügel und hielt in seinem Arm eine blonde Dorfschöne, mit ihr im eifrigsten Studium der Liebes-Geometrica versunken.

Unweit dieser entzückenden Gruppe sass der alte Schäfer, der Grossvater des Mädchens, und schlief.

Plötzlich tauchte auch Rembrandt auf, trat aber, kaum des Paares ansichtig, in das Dunkel der Bäume und warf ein Stück Kuhdreck zwischen das Liebespaar.

Peter sah ein wenig auf und meinte: „Die verfluchten Eichhörnchen!“ Dann setzte er sein Kolleg fort. (Fortsetzung folgt.)

WOCHENEND IN LUFT UND SONNE

Ständige Beilage zum „Figaro“

Wenn das Wochenend nach englischem Vorbild jetzt bei uns gewissermassen von „oben“ herab geschaffen werden soll, so haben wir allen Grund, unsere Erwartungen bezüglich dieses an sich löblichen Unterfangens nicht allzu hoch zu schrauben.

Solche Dinge, wie das geplante Wochenend, vertragen nun einmal keine amtliche Einmischung, und darauf läuft bekanntlich doch jede amtliche Förderung am Ende hinaus. Bewegungen dieser Art müssen selbständig aus dem Volke heraus wachsen. Der Keim ist ja längst da. Seit Jahren haben die Freikörperkulturlaute ihr Gelände, wo sie jede freie Stunde bei Tanz und Spiel verbringen.

Was lag näher, als dass die Regierung, wenn sie sich schon berufen fühlt, den Grosstädtern auf ihre Weise zu einem Wochenend zu verhelfen, sich die Erfahrungen dieser Vereine zunutzen gemacht hätte. Wie das aber nun einmal hierzulande ist, man tut das Gegenteil. Man ignoriert die Freikörperkulturvereine und versucht mit den bekannten senilen „Wohlfahrts“-Vereinen das Ding zu schmeissen. Was dabei herauskommt, lässt sich erraten. Ein Wochenend mit Bibelsprüchen, oder Studenten-Komment, oder Kurfürstendamm-Moral ist das geringste, was uns widerfahren kann. Dafür aber danken wir. Seit Jahr und Tag rufen die besten deutschen Aerzte der Regierung zu, dass an eine wirkliche Gesundung und Gesunderhaltung unseres Volkes nicht gedacht werden kann, wenn die Grosstädter nicht lernen, sich in Luft und Sonne vernünftig zu erholen. Freiheit — frohe, fröhliche Freiheit unter des Himmels schöner Sonne, losgelöst von allen Untugenden der Grosstadt, muss Sinn und Inhalt des deutschen Wochenends werden.

Es sei zugegeben, dass man nicht von heute auf morgen eine durch Religion und Gewöhnung hergebrachte Moralan-schauung bezüglich des Nackten allgemein auslöschen kann. Für viele Zeitgenossen wäre es eine unerträgliche Zumutung, wollte man von ihnen verlangen, sie sollten sich völlig unbekleidet unter andere Menschen begeben. Aber das verlangt ja auch niemand von ihnen. Sie sollen nur diejenigen, die sich zu einer, wie wir glauben, gesunderen Moralan-schauung durchgerungen haben, nicht begeifern und verdächtigen.

Man erinnere sich, wie leicht und wie bald unsere Frauen sich daran gewöhnt haben, ihre Beine, die sie früher doch schamhaft ängstlich versteckten, den mehr oder weniger erfreuten

Blicken der Männer auszusetzen. Man erinnere sich, wie schnell man sich daran gewöhnt hat, im See- oder Freibad, nur mit einem Badetrikot „bekleidet“, umher zu gehen; wobei man gefälligst daran denken möge, dass ein nasses Trikot die Körperformen mehr unterstreicht als verdeckt. Ist es da wirklich so ein gewagter Schritt, im Wochenendgelände wenigstens das Trikot soweit zu beschneiden, dass Licht und Sonne den Körper ungehindert bestrahlen können? Ich glaube kaum. Was im Ballsaal fast möglich ist, sollte . . .

Schliesslich ist das Wochenende ja wohl auch nicht als Vergnügungsrummel mit Schiessbuden und dergleichen gedacht. (In Berlin ist eine solche Entwicklung allerdings nicht ausgeschlossen. Schon sind geschäftstüchtige Leute am Werk, sogenanntes Wochenendgelände „aufzuschliessen“. Der Wochenend-Luna-Park liegt also in der Luft. Es sei gewarnt!) Wochenende, das muss sein, ein idyllisches Fleckchen Erde am See, wo eine möglichst kleine Gemeinschaft in beschaulicher Ruhe allen Freuden der Natur lebt. Das Vorhandensein eines kleinen Häuschens, und dazu ein Segelboot, ist zu wünschen. In solcher kleinen Gesellschaft harmonierender Menschen aber sollte es während des Aufenthalts unter dem freien Himmel dann selbstverständlich sein, dass die Kleiderfetzen zeitweise abgeworfen werden und auch sonst die Gebote der gesellschaftlichen Konvention, soweit sie hier störend sind, ausser Geltung zu bleiben haben.

Wenn die Vernünftigen und Vorurteilslosen unter uns erst den Anfang machen, troddelt der zu jeder Nachahmung bereite Spiesser von selbst nach und — „findet nichts mehr dabei.“ Obgleich man wünschen möchte . . . Wenigstens wollen wir hoffen und erwarten, dass, sollte das Wochenende unseres Stils Wirklichkeit werden, die natürliche Eitelkeit uns vor unschönen Bildern bewahrt. Wessen Körper durch ein bedauernswertes Gebrechen, durch Krankheit und ungesunde Lebensweise entstellt ist (Geheimratsbrauch!), der möge der Mitwelt seinen Anblick möglichst ersparen.

Den Inhalt, um nicht zu sagen Programm, eines deutschen Wochenends denke ich mir so: Sonnabends nach dem Mittagessen Abfahrt ins Gelände. Dort angekommen einige Stunden beschaulicher Ruhe zur Ablösung von der Nervosität der Stadt. (So nützlich es wäre, im Wochenende alle Gifte zu meiden, so dürften viele bei diesem Siesta ein Schälchen Kaffee und die Zigarette oder Zigarre nicht missen wollen. Schliesslich ist ja das Wohlbefinden, also körperliche wie geistige Zufriedenheit, bei allen Erholungsmassnahmen ein gewichtiger Faktor.)

Nach diesen Stunden süssen Nichtstun empfiehlt sich ein Bad im nahen See. Anschliessend an dieses, und selbstverständlich unbekleidet, eine Fahrt im Segelboot. (Ach, hätten schon alle eins!) Danach ein kräftiges Wildwest-Abendbrot und, wo es sich machen lässt, ein kleines Tänzchen. (Es gibt nichts Sittlicheres, nichts Gesunderes, nichts Befreiendes als dieser moderne

Tanz der Urformen!) Spätestens um 10 Uhr in die Falle. Das wäre der Sonnabend.

Am Sonntag erwacht der Wochenendler schon als neuer Mensch. Er weiss nichts mehr vom Alltag in der schmutzigen, betörend hastigen Stadt. Er hat heimgefunden zur Natur, zum urewigen Quell allen Lebens. Waldjubel löst ihn aus dem Schlaf. Er reibt sich frohbewegt die Augen, frühstückt vergnügt und wandert, die Liebste zur Seite, Freunde daneben, durch Feld und Wald. Bald ist ein schönes Fleckchen Erde entdeckt, wo nach kleinem, mitgenommenen Imbiss, — Kleider herunter! — Reigentanz und munteres Spiel den Vormittag ausfüllen. Heim zum Zelt, — zur Hütte, — zum Häuschen am See. Schnell ein Bad und dann zur gemeinsamen Bereitung des Mittagessens. Anschliessend ein Nickerchen oder ein ruhiges Spiel im Schatten. Segelbootfahrt, — und abends ein Tänzchen. (Vergesst das Tanzen nicht!) Und nicht vor Montag früh Heimkehr zur Stadt.

Nun missversteht mich nicht! Ich wollte durchaus kein Exerzierreglement für das Wochenende aufstellen, sondern nur zeigen, wie schön dies werden könnte, wenn . . .

Wochenend! — ein Fest muss es werden, ein Fest der natürlichen Freuden! Sonst hat es keinen Sinn. B. G.

ABSTIMMUNG!

Jeder Einsender des beigefügten Stimmzettels erhält postwendend einen

Gutschein über Zwei Reichsmark,

der für die mehrmalige Benutzung unseres Wochenendgeländes, oder zum Bezug von Büchern und dergl. des „Figaro“-Verlages, in Zahlung genommen wird.

Auch die auswärtigen Leser des „Figaro“ werden ausdrücklich gebeten, sich an dieser Abstimmung zu beteiligen.

Frage:

Der von den Freunden des „Figaro“ gebildete Pelagianer-Bund wird in der Umgebung Berlins ein Wochenendgelände mit großem Luft- und Lichtbad einrichten.

Nun ist zu entscheiden, ob es vorzuziehen ist, für den Aufenthalt in diesem Gelände die Bekleidung der Fortpflanzungsorgane vorzuschreiben, oder j e d e Bedeckung der Haut für unzulässig zu erklären.

Wer für die Bedeckung der Fortpflanzungsorgane ist, antworte mit **Ja**, wer gegenteiliger Ansicht ist, antworte mit **Nein**.

Stimmzettel

(Wer aus seinem Heft nichts ausschneiden möchte, antworte mit einer Postkarte)

Ja

Nein

Das Richtige unterstreichen.

Dann sofort einsenden an B. Gröttrup, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 6. Wer will, füge Rückporto bei. Es ist aber nicht Bedingung.

Name:

Adresse:

STUNDE MIT BÜCHERN

Martin Andersen Nerö: Schwarze Erde. Novellen. Mit einem autobiographischen Nachwort. Universal-Bibliothek Nr. 6716. Heft 40 Pfg., Band 80 Pfg., Ganzleder Mk. 5,—.

Martin Andersen Nerö gilt als der grosse Proletarierdichter unserer Zeit. Drei für sein Schaffen markante Novellen liegen vor uns: eine Heimarbeiternovelle, eine Bauernnovelle und eine Seerövelle. Namentlich „Die Puppe“, die das graue, mühselige, freudlose Dasein einer Puppenmacherfamilie aus Thüringen schildert und tief in die Seele des früh arbeitenden Kindes hineinleuchtet, interessiert uns Deutsche. Vortrefflich aber weiss er auch seine dänischen Landsleute zu gestalten: die Bakkegaardsbäuerin, jene alternde Frau, die sich „gegen die Ordnung der Natur“ verheiratet, und den Bootsmann Blom, den die Ironie des Schicksals bis über das Grab hinaus begleitet. Ein kurzer autobiographischer Abriss zeigt Andersen Nerös Werdegang und seine Entwicklung zum Dichter.

Alexander von Gleichen - Russwurm: Die Lust der Welt. Schöner Frauen Liebe, Macht und Schicksal. Drei - Masken - Verlag in München.

In diesem Buch begegnen wir den „Prominenten“ der Liebe, von der Antike bis gestern; erleben aus der Menschheitsgeschichte die tollsten Zeiten, — die Sonntage im Wechsel der Kulturperioden. Und erinnern uns, dass weibliche Reize, als Zweck- und Machtmittel klug angewandt, nicht selten das Schicksal grosser Völker bestimmten. Versöhnend, wenn eine Pompadour, das Weib aus dem Volke, über die erlauchten und hochwohlgeborenen Königsliebchen triumphiert — und das Gottesgnadentum zum Gespött der Gasse macht.

In der Einführung zum Reigen dieser Frauenschicksale hat der Autor eine ausgezeichnete Geschichte der käuflichen Frau geschrieben. Einst als Pariserin einer besonderen Gottheit heilig gesprochen, im ständigen Wechsel der Moralbegriffe im Ansehen steigend und fallend, bald Herrin, bald Sklavin, hier geachtet, dort verachtet, schwankt das Bild der käuflichen Frau durch Jahrtausende.

Es sind nicht weniger als fast dreissig berühmte schöne Frauen, die der Verfasser von neuem ans Tageslicht lockt und deren Lebenswege wir kennen lernen. Eine Anzahl Abbildungen ergänzen den Text. Von der hohen Warte der Menschheitsgeschichte gesehen, haben wir hier m. E. das erste Buch, das chronologisch den urewigen Kampf der Geschlechter, der, nebenbei bemerkt, nach langer Gefechtspause augenblicklich wieder zu einer scharfen Auseinandersetzung angesetzt hat, aufzeichnet und erkennen lässt, welche grosse Bedeutung diesem Kampf in der Kulturgeschichte zufällt.

Wer nicht gedankenlos dahin lebt und Interesse hat für Dinge, die irgendwie den tieferen Sinn unseres Lebens illustrieren, darf an diesem bedeutungsvollen Werk eines grossen Schriftstellers und Gelehrten nicht vorbei gehen. Mit liebenswürdiger Erlaubnis des Verlages habe ich in diesem Heft aus dem ausgezeichneten Buch die Lebensgeschichte einer berühmten Berliner Liebesherrin abgedruckt.

B. G.

Mitteilung des Pelagianer-Bundes

Anschrift: Bernhard Gröttrup, Berlin-Schöneberg, Bozener Straße 6
Fernruf: Stephan 8130

Die Freunde des „Figaros“

treffen sich

Freitag, den 8. April 1927, abends 8,30 Uhr,
im Vereinszimmer, Restaurant Schlichter, Ans-
bacher Straße Nr. 46, (Nähe Wittenberg-Platz)

Tagesordnung:

Zweck und Ziel des Pelagianer-Bundes

Letzte Lektion

- a) Der „Figaro“ begnügt sich nicht mit Lesern, sondern er sucht Freunde!
- b) Wer bei seinem Buch- oder Zeitungshändler den „Figaro“ nicht pünktlich oder nicht regelmässig erhält, abonniere beim Herausgeber.
- c) Der „Figaro“ kostet im Vierteljahresbezug, als Drucksache frei ins Haus geliefert, sieben Hefte: *RM* 3,—. Wird die Lieferung in geschlossenem Umschlag gewünscht, so kostet das 50 Pfennig an Porto mehr, also *RM* 3,50.
- d) Der „Figaro“ ist nicht undankbar. Wer ihm zwei neue Abonnenten wirbt, erhält als Prämie ein Vierteljahres-Abonnement umsonst. Werbekarten verlangen!
- e) Jeder neue Abonnent erhält kostenlos eine Originalphotographie der im „Figaro“ veröffentlichten Bilder, möglichst nach Wahl des Bestellers.
- f) Wer dem „Figaro“ etwas mitzuteilen hat, benutze die persönliche Anschrift des Herausgebers: Bernhard Gröttrup, Berlin-Schöneberg, Bozener Strasse 6. Fernruf: Stephan 8130.

Schönheit und Kunst

harmonisch vereinigt

bringt

Der Kunststudent

Herausgeber Bernhard Gröttrup

Dies Blatt ist für sehr anspruchsvolle
Liebhaber einer modernen Zeitschrift
bestimmt

Das soeben erschienene Heft enthält
Zeichnungen von **Franz Peffer** und
viele neue Aktbildnisse von **Lotte Herr-
lich**. Der unterhaltende Text entstammt
den Federn unserer besten Erzähler

Einzelpreis RM. 1,—

Zu haben bei allen Zeitungshändlern; ebenso in den
meisten Buchhandlungen

